

Leseprobe aus:

Philip Roth

Portnoys Beschwerden



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Der unvergesslichste Mensch, den ich kenne

Sie war so tief in mein Bewusstsein eingebettet, dass ich während meines ganzen ersten Schuljahres geglaubt zu haben scheine, alle meine Lehrerinnen seien meine Mutter in Verkleidung. Tag für Tag, wenn die Glocke den Unterrichtschluss verkündete, lief ich nach Hause und fragte mich dabei, ob ich es wohl einmal schaffen würde, in unserer Wohnung anzukommen, bevor sie mit ihrer Rückverwandlung fertig wäre. Und jedes Mal war sie, wenn ich ankam, bereits in der Küche und stellte mir meine Milch und Kekse hin. Ein Kunststück, das mich jedoch nicht dazu bewegte, meinen Irrglauben aufzugeben, sondern meinen Respekt vor ihren Fähigkeiten nur noch vergrößerte. Andererseits war ich jedes Mal erleichtert, sie nicht in irgendeinem Zwischenstadium ihrer Inkarnationen erwischt zu haben – versuchte es aber immer wieder; ich wusste, mein Vater und meine Schwester ahnten nichts vom wahren Wesen meiner Mutter, und die Last des Verrats, die mir, so bildete ich mir ein, aufgebürdet würde, sollte ich sie jemals unversehens ertappen, war mehr, als ich mit meinen fünf Jahren auf mich zu nehmen bereit war. Vielleicht fürchtete ich sogar, man könnte mich ins Jenseits befördern, sollte ich mit eigenen Augen sehen, wie sie aus der Schule durchs Schlafzimmerfenster geflogen kam oder aus ihrem unsichtbaren Zustand Stück für Stück in ihre Schürze schlüpfte.

Natürlich erzählte ich ihr gewissenhaft alles von meinem Tag im Kindergarten, wenn sie mich darum bat. Ich tat nicht so,

als verstünde ich die ganze Tragweite ihrer Allgegenwart, aber dass sie damit herausfinden wollte, was für ein kleiner Junge ich war, wenn ich sie nicht in meiner Nähe wähnte – davon war ich überzeugt. Diese Phantasievorstellung, die sich (in dieser speziellen Form) bis ins erste Schuljahr hielt, hatte zur Folge, dass ich glaubte, mir bleibe nichts anderes übrig, als ehrlich zu werden.

Ach, und geistreich. Von meiner blassen, übergewichtigen älteren Schwester pflegte meine Mutter zu sagen (in Hannahs Gegenwart natürlich: auch sie hatte es mit Ehrlichkeit): »Das Kind ist kein Genie, aber wir verlangen ja auch nicht das Unmögliche. Gott segne sie, sie ist fleißig, sie kennt ihre Grenzen, und daher bin ich mit allem zufrieden, was sie nach Hause bringt.« Von mir, dem Erben ihrer langen ägyptischen Nase und ihres klug schwatzenden Mundes, von mir pflegte meine Mutter mit charakteristischer Zurückhaltung zu sagen: »Dieser *bandit*? Der braucht nicht mal ein Buch aufzuschlagen – in allen Fächern eine Eins. Albert Einstein der Zweite!«

Und wie nahm mein Vater das alles auf? Er trank – natürlich nicht Whiskey wie ein Goj, sondern Petroleum und Magnesiamilch; und kaute Exlax-Tabletten; und aß morgens und abends Allbran-Flocken; und verputzte gemischtes Dörrobst pfundweise. Er litt – und wie er litt! – an Verstopfung. Ihre Allgegenwart und seine Verstopfung, meine Mutter, die durchs Schlafzimmerfenster hereingeflogen kam, mein Vater, der mit einem Zäpfchen im Hintern die Abendzeitung las ... das, Doktor, sind die frühesten Eindrücke, die ich von meinen Eltern empfangen habe, von ihren Eigenarten und Geheimnissen. Er ließ getrocknete Sennesblätter in einem Kochtopf ziehen, und das, zusammen mit dem unsichtbar in seinem Rektum schmelzenden Zäpfchen, machte *seine* Zauberkraft aus: wie er diese gedörrten grünen Blätter einkochte, die übelriechende Flüssigkeit

mit einem Löffel umrührte, behutsam in ein Glas absieht und von dort, durch seine erschöpfte Leidensmiene hindurch, in seinen obstipierten Leib befördert. Und dann schweigend über dem leeren Glas kauerte, als lauschte er fernem Donner, und auf das Wunder wartete ... Als kleiner Junge saß ich manchmal in der Küche und wartete mit ihm. Aber das Wunder geschah nie, jedenfalls nicht so, wie wir es uns vorstellten und erhofften, als ein Aufheben der Strafe, als vollständige Erlösung von der Plage. Ich erinnere mich, wie er, als man im Radio von der Explosion der ersten Atombombe berichtete, die Worte sprach: »Vielleicht würde das mir helfen.« Aber kein Abführmittel war diesem Mann gewachsen: Zorn und Enttäuschung hielten seine *kischkes* eisern umklammert. Und dann auch noch dies Unge- mach: Ich war der Liebling seiner Frau.

Erschwerend kam hinzu, dass auch er mich liebte. Auch er sah in mir die Gelegenheit für die Familie, »so gut wie alle anderen« zu sein, unsere Chance, Ehre und Respekt einzuheim- sen – auch wenn er, als ich klein war, seine Ziele in Bezug auf meine Person hauptsächlich vom finanziellen Standpunkt aus formulierte. »Sei nicht dumm wie dein Vater«, scherzte er mit dem kleinen Jungen auf seinem Schoß, »heirate keine Schöne, heirate keine aus Liebe – heirate eine Reiche.« Nein, nein, er mochte es ganz und gar nicht, dass man auf ihn herabsah. Er schuftete wie ein Tier – allein für eine Zukunft, die ihm nicht beschieden war. Niemand konnte ihn je zufriedenstellen, ihm seinen Einsatz entgelten – meine Mutter nicht, ich nicht, nicht einmal meine liebevolle Schwester, deren Mann er noch immer für einen Kommunisten hält (obwohl er heute Teilhaber eines profitablen Limonadeherstellers ist und ein Haus in West Orange besitzt). Und schon gar nicht jener milliarden schwere protestantische Laden beziehungsweise das »Institut«, wie die sich gern selbst bezeichnen), von dem er bis zum Letzten aus-

gebeutet wurde. »DAS WOHLTÄTIGSTE GELDINSTITUT AMERIKAS«, hatte mein Vater verkündet, als er mich zum ersten Mal mitnahm, um mir den kleinen Raum mit seinem Schreibtisch und Stuhl in dem riesigen Bürogebäude von Boston & Northeastern Life vorzuführen. Ja, mit Stolz sprach er vor seinem Sohn von der »Firma«; sinnlos, sich zu erniedrigen, indem er öffentlich über sie herzog – schließlich hatten sie ihm während der Wirtschaftskrise einen Lohn gezahlt; sie versahen ihn mit Briefpapier, auf das unter eine Abbildung der *Mayflower*, ihr Markenzeichen (und damit letztlich auch seins, haha), sein Name gedruckt war; und aus der Fülle ihrer Wohltätigkeit heraus spendierten sie ihm und meiner Mutter jedes Frühjahr ein schickes Wochenende in Atlantic City, in einem vornehmen gojischen Hotel, man stelle sich vor, wo sie sich (zusammen mit allen anderen Versicherungsvertretern in den mittelatlantischen Bundesstaaten, die ihre jährlichen Verkaufsprognosen übertroffen hatten) vom Portier, vom Kellner, vom Pagen und erst recht von den verwunderten zahlenden Gästen einschüchtern lassen mussten.

Zudem glaubte er leidenschaftlich an das, was er verkaufte, und auch das bereitete ihm Qualen und zehrte an seinen Kräften. Er rettete nicht nur seine eigene Seele, wenn er sich nach dem Abendessen in Hut und Mantel warf und noch einmal aufbrach, um seine Arbeit fortzusetzen – nein, das tat er auch, um irgendeinen armen Schlucker zu retten, der drauf und dran war, seine Versicherungspolice verfallen zu lassen und damit, sollte er »in den Regen geraten«, die Sicherheit seiner Familie zu gefährden. »Alex«, pflegte er mir zu erklären, »ein Mann muss einen Schirm haben, für den Fall, dass es einmal regnet. Man lässt Frau und Kind nicht ohne Schirm im Regen stehen!« Ich mit meinen fünf oder sechs Jahren fand dieses Argument vollkommen vernünftig und geradezu anrührend, ganz anders je-

doch reagierten auf seine Regenrede die unerfahrenen Polen, die ungehobelten Iren und die ungebildeten Neger in den verarmten Bezirken, die ihm vom WOHLTÄTIGSTEN GELDINSTITUT AMERIKAS zur Kundenakquise zugewiesen worden waren.

Sie lachten ihn aus, die Leute in den Slums. Sie hörten ihm nicht zu. Wenn er bei ihnen anklopfte, schmissen sie ihre leeren Flaschen an die Tür und riefen: »Hau ab, keiner da.« Sie hetzten ihre Hunde auf ihn, auf dass sie ihre Zähne in seinen aufdringlichen Judenhintern senkten. Und doch gelang es ihm im Lauf der Jahre, für seine Verdienste um die Firma so viele Plaketten und Urkunden und Medaillen anzusammeln, dass er damit eine ganze Wand des langen fensterlosen Flurs schmücken konnte, wo die Kartons mit unserem Pessach-Geschirr standen und unsere »orientalischen« Läufer mumiengleich in dicke Teerpappe gewickelt über den Sommer eingelagert waren. Wenn er das Unmögliche möglich machte, würde die Firma ihn dann nicht ihrerseits mit einem Wunder belohnen? Könnte »Der Direktor« oben in der »Zentrale« nicht Wind von seiner Leistung bekommen und ihn über Nacht von einem Vertreter mit fünftausend im Jahr zu einem Bezirksleiter mit fünfzehntausend machen? Aber sie ließen ihn, wo sie ihn hatten. Wer sonst würde so unfruchtbare Äcker mit so unglaublichen Resultaten bearbeiten? Im Übrigen hatte es in der gesamten Geschichte von Boston & Northeastern noch niemals einen jüdischen Bezirksleiter gegeben (Nicht Ganz Unsere Klasse, Meine Liebe, wie man auf der *Mayflower* zu sagen pflegte), und mit seiner achtjährigen Schulausbildung eignete sich mein Vater auch nicht gerade für die Rolle eines Jackie Robinson der Versicherungsbranche.

Ein Bildnis von N. Everett Lindabury, dem Direktor von Boston & Northeastern, hing bei uns im Flur. Die gerahmte

Fotografie war meinem Vater verliehen worden, nachdem er seine erste Million in Form von Versicherungen verkauft hatte, oder vielleicht auch erst, als er die Zehn-Millionen-Grenze überschritten hatte. »Mr. Lindabury«, »Die Zentrale« ... aus dem Munde meines Vaters klang das für mich wie Roosevelt und das Weiße Haus in Washington ... und dazu seine ständigen Tiraden, wie sehr er diese Leute allesamt verabscheute, insbesondere Lindabury mit seinen Fusselhaaren und seinem forschenden New-England-Akzent, die Söhne auf dem Harvard College und die Töchter auf dem Mädchenpensionat, oh, dieses ganze Pack da oben in Massachusetts, diese *schkozim* mit ihren Fuchsjagden und Polopartien! (so hörte ich ihn eines Abends hinter seiner Schlafzimmertür brüllen) – die ihn, verstehen Sie, mit diesem Getue daran hinderten, in den Augen seiner Frau und seiner Kinder ein Held zu sein. Welch ein Zorn! Was für eine Wut! Und niemand da, an dem er das auslassen konnte – außer an sich selbst. »Warum kann ich keinen Stuhlgang haben – ich bin doch mit Dörrpflaumen vollgestopft! Warum muss ich diese Kopfschmerzen haben! Wo ist meine Brille! Wer hat meinen Hut genommen!«

So grimmig und selbstzerstörerisch, wie so viele jüdische Männer seiner Generation ihren Familien dienten, diente mein Vater meiner Mutter, meiner Schwester Hannah, vor allem aber mir. Wo er eingekerkert war, sollte ich fliegen: Das war sein Traum. Entsprechend träumte ich davon, dass in meiner Befreiung die seine läge – aus Unwissenheit, Ausbeutung und Anonymität. Bis zum heutigen Tag bleiben unsere Schicksale in meiner Vorstellung miteinander verknüpft, und immer noch kommt es allzu häufig vor, dass ich, wenn ich in einem Buch eine Passage lese, die mich mit ihrer Logik oder ihrer Klugheit beeindruckt, sogleich und unwillkürlich denken muss: »Wenn er das nur lesen könnte. Ja! Lesen – und verstehen!« Immer

noch Hoffnung, sehen Sie, immer noch dieses Wenn-doch-nur, und das mit dreiunddreißig Jahren ... In meinem ersten Jahr am College, als ich gar noch mehr der Sohn war, der sich abmühte, den Vater dazu zu bringen, zu verstehen – damals, als es schien, es gelte entweder sein Verstehen oder sein Leben – ich erinnere mich, dass ich das Bestellformular aus einer dieser Intellektuellenzeitschriften riss, die ich selbst gerade erst in der Collegebibliothek zu entdecken begann, seinen Namen und unsere Anschrift dort eintrug und ein anonymes Geschenkabonnement bestellte. Doch als ich mürrisch und streitsüchtig über Weihnachten nach Hause kam, war die *Partisan Review* nirgends zu sehen. *Collier's Hygeia*, *Look*, aber wo war seine *Partisan Review*? Ungeöffnet fortgeworfen – dachte ich in meiner Arroganz und Schwermut –, ungelesen in den Müll gewandert, für Werbepost gehalten von diesem *schmuck*, diesem Schwachkopf, diesem Philister von Vater!

Ich erinnere mich – um in der Geschichte meiner Entzauberung noch weiter zurückzugehen –, ich erinnere mich an einen Sonntagvormittag: Ich werfe meinem Vater einen Baseball zu und warte dann vergeblich, ihn hoch über meinen Kopf davonfliegen zu sehen. Ich bin acht, und zum Geburtstag habe ich meinen ersten Fanghandschuh, einen Ball und einen richtigen Schläger geschenkt bekommen, der noch viel zu schwer für meine kindlichen Kräfte ist. Mein Vater war seit dem frühen Morgen in Hut, Mantel, Fliege und schwarzen Schuhen mit seinem dicken Inkassobuch unterwegs gewesen, in das er einträgt, wer Mr. Lindabury wie viel schuldig ist. Er begibt sich an jedem einzelnen Sonntagmorgen ins Viertel der Schwarzen, weil das, erklärt er mir, die beste Zeit ist, diejenigen zu erwischen, die sich davor drücken wollen, die lumpigen zehn oder fünfzehn Cent zu zahlen, die zur Begleichung ihrer wöchentlichen Prämienzahlungen erforderlich sind. Er schleicht dort her-

um, wo die Männer in der Sonne sitzen, und versucht ihnen ein paar Münzen zu entlocken, bevor sie sich mit ihrem »Morgan Davis«-Wein bis zur Bewusstlosigkeit betrunken haben; er springt wie der Blitz aus engen Gassen hervor, um die frommen Putzfrauen, die an Wochentagen in anderer Leute Häusern arbeiten und sich am Abend vor ihm verstecken, beim Kirchengang abzufangen. »Oh-oh!«, ruft eine, »der Versicherungsmann ist da!«, und selbst die Kinder rennen in Deckung – die *Kinder*, sagt er angewidert, und dann erklär mir mal, was haben diese Nigger noch für Hoffnung, ihr Los jemals zu verbessern? Wie sollen sie jemals emporkommen, wenn sie nicht einmal fähig sind, die Bedeutung einer Lebensversicherung zu erfassen? Sind ihnen die Angehörigen, die sie hinterlassen, vollkommen schnurzegal? Denn auch sie werden alle einmal sterben – »oh«, sagt er wütend, »und ob sie alle sterben werden!« Bitte, was ist das für ein Mann, der seine Kinder im Regen stehenlässt – ohne einen anständigen Schirm!

Wir sind auf dem großen Aschenplatz hinter meiner Schule. Er legt sein Inkassobuch auf die Erde und tritt in Mantel und braunem Filzhut auf das Schlagmal. Er trägt eine eckige Stahlbrille, und sein Haar (das jetzt ich trage) ist ein wildes Büschel von der Farbe und Beschaffenheit von Stahlwolle; und diese Zähne, die über Nacht in einem Glas im Bad liegen und die Toilettenschüssel angrinsen, grinsen jetzt mich an, seinen geliebten Sohn, sein Fleisch und sein Blut, den kleinen Jungen, auf dessen Haupt kein Regen jemals fallen soll. »Okay, großer Baseballstar«, sagt er und packt meinen neuen Schläger irgendwo in der Mitte – und zu meiner Verblüffung mit der linken Hand dort, wo eigentlich die rechte hingehört. Plötzlich überkommt mich unendliche Trauer. Ich möchte zu ihm sagen: *Hey, du hältst die Hände falsch*, bringe es aber nicht fertig, aus Angst, ich könnte in Tränen ausbrechen – oder womöglich er selbst!

»Na los, Großer, wirf den Ball«, ruft er, und das tue ich dann auch – und muss natürlich erfahren, dass er zusätzlich zu allem anderen, was ich gerade von meinem Vater zu denken beginne, auch nicht »King Kong« Charlie Keller ist.

Toller Schirm.

Wenn jemandem alles gelang, dann war es meine Mutter, die selbst zugeben musste, es könnte sogar sein, dass sie im Grunde zu gut war. Und war es einem kleinen Kind mit meiner Intelligenz und meiner Beobachtungsgabe möglich, daran zu zweifeln? Sie konnte zum Beispiel Götterspeise machen, mit Pfirsichscheiben, die darin *hingen*, die dem Gesetz der Schwerkraft zum Trotz darin *schwebten*. Sie konnte Kuchen backen, der wie Banane schmeckte. Weinend, leidend raspelte sie ihren Meerrettich selbst, statt die *pischachs* zu kaufen, die im Delicatessen flaschenweise zu haben waren. Sie sah dem Metzger, wie sie es ausdrückte, »mit Adleraugen« auf die Finger, um sicherzugehen, dass er nicht vergaß, ihr Fleisch durch den koscheren Wolf zu drehen. Sie rief alle anderen Frauen im Gebäude an, die ihre Wäsche zum Trocknen hinterm Haus auf die Leine gehängt hatten – eines großmütigen Tages sogar die geschiedene Goje in der obersten Etage –, und sagte ihnen, schnell, holt die Sachen rein, ein Regentropfen ist auf unsere Fensterscheibe gefallen. Was für einen Radar diese Frau hatte! Und damals *gab* es noch keinen Radar! Was für eine Energie! Was für eine Gründlichkeit! Sie suchte meine Rechenaufgaben nach Fehlern ab; meine Socken nach Löchern; meine Fingernägel, meinen Hals nach Dreck, sämtliche Falten und Furchen meines Körpers. Sie reinigt die tiefsten Winkel meiner Ohren, indem sie mir kaltes Wasserstoffsuperoxid in den Schädel gießt. Das kitzelt und zischt wie Gingerale in den Gehörgängen und fördert in Krümeln und Bröckchen die verborgenen Ablagerungen von gel-

bem Schmalz zutage, die offenbar das Hörvermögen eines Menschen gefährden können. Ein solches medizinisches Verfahren ist (so hirnrissig es auch sein mag) natürlich zeitraubend; und anstrengend ohnehin – aber wenn es um Gesundheit und Reinlichkeit, Bazillen und Körperabsonderungen geht, schont sie weder sich noch andere. Sie zündet Kerzen für die Toten an – was andere jedes Mal vergessen, beachtet sie peinlich genau und ohne dass sie im Kalender nachsehen muss. Hingabe liegt ihr einfach im Blut. Sie scheint die Einzige zu sein, sagt sie, die beim Gang auf den Friedhof den »gesunden Menschenverstand« besitzt, das »ganz gewöhnliche Anstandsgefühl«, das Unkraut von den Gräbern unserer Verwandten zu entfernen. Der erste schöne Tag im Frühling, und sie hat alle Wollsachen im Haus eingemottet, die Läufer aufgerollt und zusammengebunden und in den Trophäenraum meines Vaters geschleppt. Sie braucht sich ihres Hauses nie zu schämen: Ein Fremder könnte hereinkommen und alle Schränke, alle Schubladen öffnen und nichts entdecken, dessen sie sich schämen müsste. Man könnte vom Fußboden ihres Badezimmers essen, falls das jemals nötig sein sollte. Wenn sie beim Mahjongg verliert, nimmt sie das sportlich, nicht-wie-die-anderen-deren-Namen-sie-nennen-könnte-es-aber-nicht-tut-nicht-mal-Tilly-Hochman-über-solche-Belanglosigkeiten-redet-man-nicht-vergessen-wir-einfach-dass-sie-überhaupt-davon-angefangen-hat. Sie näht, sie strickt, sie stopft – sie bügelt sogar besser als die *schwarze*, diese grinsende kindische schwarze alte Dame, zu der sie als Einzige von allen ihren Freundinnen, die ihr Fell untereinander aufgeteilt haben, freundlich ist. »Ich bin die Einzige, die gut zu ihr ist. Ich bin die Einzige, die ihr eine ganze Dose Thunfisch zum Mittagessen gibt, und ich rede hier nicht von *dreck*. Ich rede von Chicken of the Sea, Alex. Tut mir leid, ich kann nicht knausrig sein. Entschuldige, aber so kann ich

nicht leben, auch wenn zwei neunundvierzig kosten. Esther Wasserberg legt fünfundzwanzig Cent in kleinen Münzen im Haus aus, wenn Dorothy zu ihr kommt, und zählt dann hinterher nach, ob noch alles da ist. Vielleicht bin ich zu gut«, flüstert sie mir zu, während sie kochend heißes Wasser über das Geschirr laufen lässt, von dem die Putzfrau gerade, allein wie eine Aussätzige, ihr Mittagessen gegessen hat, »aber das würde ich nicht fertig bringen.« Einmal kam Dorothy zufällig in die Küche zurück, als meine Mutter noch über dem Heißwasserhahn stand und reißende Ströme über das Besteck laufen ließ, das eben noch zwischen den dicken rosa Lippen der *schwarzen* gesteckt hatte. »Oh, Sie wissen ja, wie schwierig es heutzutage ist, Mayonnaise vom Besteck zu entfernen, Dorothy«, sagt meine flinkzüngige Mutter – womit es ihr, wie sie mir später erzählt, dank ihrer Geistesgegenwart gelungen ist, die Gefühle der Farbigen nicht zu verletzen.

Wenn ich schlecht bin, werde ich aus der Wohnung ausgeschlossen. Ich stehe vor der Tür und hämmere so lange darauf ein, bis ich schwöre, dass ich ein neues Leben beginnen werde. Aber was habe ich eigentlich getan? Ich putze jeden Abend meine Schuhe auf einem Bogen der Abendzeitung vom Vortag, den ich sorgfältig auf dem Linoleum ausgebreitet habe; hinterher versäume ich nie, den Deckel der Schuhcremedose fest zuzuschrauben und alle Gerätschaften wieder an ihren Platz zu räumen. Ich rolle die Zahnpastatube von unten auf, ich putze mir die Zähne mit kreisenden Bewegungen, niemals auf und ab, ich sage »Danke«, ich sage »Gern geschehen«, ich sage »Ich bitte um Verzeihung« und »Darf ich?«. Wenn Hannah krank oder vor dem Abendessen noch nicht mit ihrer blauen Sammelbüchse für den Jewish National Fond zurückgekommen ist, decke ich freiwillig und außer der Reihe den Tisch, denke dabei stets daran, Messer und Löffel rechts und die Ga-

bel links und die Serviette zu einem Dreieck gefaltet links von der Gabel hinzulegen. Niemals würde ich Milchiges von Geschirr für Fleischiges essen, niemals, niemals, niemals. Dennoch gibt es in meinem Leben ein Jahr oder etwas mehr, wo nicht ein Monat vergeht, in dem ich nicht etwas so Unentschuldigbares tue, dass man mir sagt, ich soll meine Sachen packen und verschwinden. Aber was mag das nur sein? Mutter, ich bin's, der kleine Junge, der vor Beginn des Schuljahres ganze Abende lang aufbleibt und in altenglischer Schönschrift die Namen seiner Fächer in seinen bunten Stundenplan einträgt, der geduldig einen Halbjahresvorrat dreifach gelochter, sowohl liniierter als auch unliniierter Ringbucheinlagen mit Verstärkungsringen beklebt. Ich trage stets einen Kamm und ein sauberes Taschentuch bei mir; nie hängen mir die Kniestrümpfe über die Schuhe, darauf achte ich; meine Hausaufgaben sind Wochen vor dem Abgabetermin fertig – sehen wir den Tatsachen ins Auge, Ma, ich bin der klügste und ordentlichste kleine Junge in der Geschichte meiner Schule! Die Lehrerinnen (du weißt es, sie haben es dir *gesagt*) gehen, weil sie mich unterrichten durften, glücklich heim zu ihren Männern. Also, was habe ich getan? Wer die Antwort auf diese Frage hat, möge bitte aufstehen! Ich bin so schrecklich, dass sie mich nicht *eine Minute länger* im Haus haben will. Als ich meine Schwester einmal eine doofe Kacka genannt hatte, wurde mir unmittelbar darauf der Mund mit einem Stück brauner Kernseife ausgewaschen; das verstehe ich. Aber Verbannung? Was kann ich denn nur getan haben?

Weil sie gut ist, macht sie mir ein Pausenbrot für die Schule, dann aber ziehe ich los, in Mantel und Galoschen, und was jetzt geschieht, geht sie nichts an.

Okay, sage ich, wenn dir danach ist! (Denn auch ich habe den Sinn für Melodramatisches – ich bin nicht umsonst in die-

ser Familie.) Ich brauche kein Pausenbrot! Ich brauche gar nichts!

Einen kleinen Jungen, der sich benimmt wie du, den habe ich nicht mehr lieb. Ich werde hier allein mit Daddy und Hannah wohnen, sagt meine Mutter (wahrlich eine Meisterin darin, Dinge mit vernichtender Präzision zu formulieren). Hannah kann am Dienstagabend die Mahjongg-Steine für die Damen aufstellen. Wir brauchen dich nicht mehr.

Wennschon! Und ich schreite aus der Tür in den langen dunklen Korridor. Wennschon! Barfuß werde ich auf der Straße Zeitungen verkaufen. Mit Güterzügen hinfahren, wohin ich will, auf freiem Feld schlafen, denke ich – und dann brauche ich nur die leeren Milchflaschen neben unserer Fußmatte zu sehen, und schon bricht die Größe meines Verlusts mit voller Wucht über mich herein. »Ich hasse dich!«, schreie ich und trete mit einer Galosche an die Tür; »du widerst mich an!« Solchen Unflat, solch ketzerisches Gebrüll auf den Fluren des Wohnhauses, in dem sie mit zwanzig anderen jüdischen Frauen um den Titel der Schutzheiligen der Selbstaufopferung wetteifert, kann meine Mutter nur beantworten, indem sie von innen die Tür verriegelt. Und jetzt hämmere ich dagegen, um eingelassen zu werden. Ich sinke auf die Fußmatte, flehe um Vergebung für meine Sünde (die noch mal worin besteht?) und gelobe ihr nichts als Vollkommenheit für den Rest unseres Lebens, das, wie ich zu dieser Zeit noch glaube, niemals ein Ende haben wird.

Dann gibt es die Abende, an denen ich nicht essen will. Meine Schwester, die vier Jahre älter ist als ich, versichert mir, dass ich mich richtig erinnere: Ich weigerte mich zu essen, und meine Mutter sah sich nicht in der Lage, mir solchen Eigensinn – und solche Dummheit – durchgehen zu lassen. Zu meinem Besten nicht in der Lage. Sie bittet mich, etwas zu tun, das *nur zu meinem Besten* ist – und ich sage immer noch *nein*? Würde

sie mir das Essen nicht aus ihrem eigenen Munde geben, ob ich das inzwischen nicht kapiert habe?

Aber ich will nicht das Essen aus ihrem Mund. Ich will nicht mal das Essen von meinem Teller – das ist es doch gerade.

Bitte! ein Kind mit meinem Potential! meinen Fähigkeiten! meiner Zukunft! – all den Gaben, mit denen Gott mich überhäuft hat, Schönheit, Verstand: da soll ich mir einbilden dürfen, ich könne mich einfach so, ohne jeden Grund zu Tode hungern?

Sollen die Leute mein Leben lang auf einen schwächtigen kleinen Jungen herabsehen, oder zu einem Mann aufblicken?

Will ich herumgestoßen und belächelt werden, nur Haut und Knochen sein, einer, den die Leute mit einem Niesen zu Boden schleudern können, oder will ich Respekt gebieten?

Was will ich sein, wenn ich erwachsen bin, schwach oder stark, Erfolg haben oder ein Versager sein, ein Mann oder eine Maus?

Ich will einfach nicht essen, antworte ich.

Also setzt meine Mutter sich mit einem langen Brotmesser in der Hand neben mich. Das Messer ist aus rostfreiem Stahl und hat kleine Sägezähne. Was will ich sein, schwach oder stark, ein Mann oder eine Maus?

Doktor, *warum*, ach, warum warum warum muss eine Mutter ihrem Sohn mit dem Messer drohen? Ich bin sechs, sieben Jahre alt, wie soll ich wissen, dass sie es nicht wirklich gebrauchen wird? Was soll ich tun, etwa versuchen, mich rauszureden, mit sieben? Ich besitze keinerlei strategisches Gespür, Herrgott – wahrscheinlich bringe ich noch nicht mal sechzig Pfund auf die Waage! Wenn jemand mit einem Messer in meine Richtung fuchtelt, nehme ich an, da steckt die Absicht dahinter, mein Blut zu vergießen! Aber *warum* nur? Was mag *in ihrem Kopf* vorgehen? Wie verrückt kann sie denn sein? Angenommen, sie

lässt mich gewinnen – was wäre dann verloren? Warum ein Messer, warum die Drohung mit Mord, warum braucht sie einen so vollständigen und vernichtenden Sieg – wo sie erst am Tag zuvor ihr Bügeleisen auf dem Bügelbrett abgestellt und mir *Beifall geklatscht* hatte, als ich, in der Küche umherstürmend, meine Rolle als Christoph Kolumbus in der Drittklässler-Aufführung von *Land Ho* probte! Ich bin der Schauspielstar meiner Klasse, ohne mich können sie kein einziges Stück aufführen. Oh, einmal haben sie es versucht, als ich meine Bronchitis hatte, doch später hat die Lehrerin meiner Mutter anvertraut, die Aufführung sei ausgesprochen zweitklassig gewesen. Ach, *wie*, wie kann sie nur solche herrlichen Nachmittage in der Küche verbringen, Silberzeug polieren, Leber hacken, ein neues Gummiband in den Bund meiner kleinen Unterhosen ziehen – und mir dabei die ganze Zeit meine Stichworte aus dem vervielfältigten Manuskript angeben, die Worte der Königin Isabella an meinen Kolumbus, der Betsy Ross an meinen Washington, der Mrs. Pasteur an meinen Louis – wie kann sie sich in diesen schönen Dämmerstunden nach der Schule zusammen mit mir auf die Höhe meines Genies erheben und dann am Abend, weil ich mich weigere, ein paar grüne Bohnen und eine Ofenkartoffel zu essen, mit einem Messer auf mein Herz zielen?

Und warum hält mein Vater sie nicht auf?